

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Frau Wahrheit und ihr Kurator.

Von Hermann Bahr.

Die Klagen über Frau Wahrheit wurden immer ärger, sie trieb es schon auch wirklich zu stark, und selbst wer ihr wohl gesinnt war oder immerhin aus Standesgefühl zu ihr hielt, wie man in den alten Geschlechtern ja gern gegenseitig Nachsicht übt, begann für ihre gesellschaftliche Stellung zu fürchten. Einer besonderen Beliebtheit hatte sie sich ja niemals erfreut, doch das lag in der Familie, deren geschichtliche Stellung, hoher Rang und öffentliche Bedeutung unbestritten waren, die es aber zu keinerlei Volkstümlichkeit gebracht, sondern sich immer wieder durch ihren Hochmut, erblichen Eigensinn und einen angestammten Trotz, keine Mode mitzumachen, mit aller Welt verfeindet hatte. Selbst im Hochadel war man ihr, die dem ganzen Stande so viel Verdruß oder doch Verlegenheit bereitete, keineswegs zugewogen, wenn man auch aus esprit de corps nach außen hin sich den Anschein gab, für sie Partei zu nehmen. Wir sind es ihrem alten Namen schuldig, mahnte der Kanzler immer wieder, sie nicht fallen zu lassen, man sagt nicht einen eigenen Akt ab! Doch schon auf der letzten Tagung war er durch den Zwischenruf unterbrochen worden, sie sei gar kein Akt mehr, sondern bloß noch verrückt, worauf der alte Herr nur seufzend feststellen konnte: Es ist ein Kreuz mit ihr! Und sie war aber unverschämmt genug gewesen, dies ruhig anzuhören und dazu noch silberhell zu lachen. Und weit entfernt, sich zu bessern oder auch nur wenigstens ein bißchen zusammenzunehmen, fuhr sie fort, Aergernis zu geben, nicht eigentlich aus Bosheit oder Tücke, nein, das konnte man ihr nicht nachsagen, sie schien im Grund eher gutmütig, sie war nur von einer entsetzlichen Taktlosigkeit, sie hatte das Talent, auf jeden Fall etwas Unpassendes zu sagen. So kam in ihrer Gegenwart kein richtiges Behagen auf, ja schon das Erscheinen der noch immer schönen Frau störte die Gemütslichkeit. Und mit den Jahren wurde das immer noch schlimmer. Sie fand schon kaum mehr eine Wohnung in der Stadt, denn nach dem ersten Quartal wurde ihr überall wieder gekündigt, sie brachte sämtliche Parteien im Hause gegeneinander auf, auch der Friedfertigkeit hielt ihre Nachbarschaft nicht aus, man konnte mit ihr nicht leben. Der Bürgermeister, stolz darauf, eine Frau so hoher Abstammung, so großen Namens in seiner Stadt zu haben, ließ sie warnen, sie hörte nicht darauf; die Fenster wurden ihr angeschlagen, Studenten brachten ihr eine Kapelmusik, einmal gab es nachts einen förmlichen Aufruhr in der Stadt. Frau Wahrheit aber konnte gar nicht begreifen, was man denn eigentlich gegen sie hatte, denn eigentlich von ihr wollte. Sie war, bestätigten alle, die sie näher kannten, im Grunde wirklich nicht schuld: sie konnte ja schließlich nichts für ihr aufreizendes Wesen, und niemand ist am Ende gefesselt verpflichtet, sympathisch zu sein.

Aber bei der nächsten Tagung der Standesherrn und Standesdamen hielt es der große Kanzler doch für geboten, einmal in offener Versammlung ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen. Er sei der Letzte, zu verkennen, daß für Eigenrücksichtigkeiten, wie sie sich in alten Häusern allmählich festsetzen und immer entschiedener vererben, ja, zuweilen bis zur

Skarrikatur ausprägen, ein solcher unglücklicher Enkel nicht zur Verantwortung gezogen werden könne, vielmehr sei derlei belasteten Nachkommen geradezu ein gewisses Recht auf Unbeliebtheit zuzusprechen, das er denn auch keinem und keiner zu verkürzen gesonnen sei. Doch er dürfe sich wie der ehrenwerten Versammlung immerhin nicht verhehlen, daß wir in einer merkwürdigen Zeit leben, die sich durch ein besonderes Gefühl für das, was man legitim nennt, auszeichnen, keinen ungewöhnlichen Ehrgeiz zeige. Solche Zeiten kommen zuweilen, solche Zeiten gehen auch wieder, das Wetter wechselt in der Menschheit, bei schlechtem tut man klug, sich indessen unter ein Dach zu stellen. Das uralte Geschlecht der hochadeligen Herren und Damen von der Wahrheit habe sich nun, ja von je in allen Ländern seiner weltbekannten Unpopularität gerühmt. Dies ihm in der Person unserer verehrten Freundin beschneiden zu wollen, sei uns fern! Doch ihr, wie früher schon angedeutet, ein schützendes Dach zu geben, dies rate der auch für Tapferer nicht schimpfliche Verstand, und ein solches Dach habe sich nun, hoffe er, in der Gestalt des jungen Ritters gefunden, den er vorzutreten, sich ansehen zu lassen und fortan das Ehrengelicht von Dame Wahrheit übernehmen zu wollen erjuche, wofür sie damit einverstanden sei, was er ihr nochmals bringend empfehlen müsse, nicht bloß um ihrer eigenen Sicherheit willen, sondern auch des Ansehens der sämtlichen alten Familien wegen.

Da rief Frau Wahrheit lachend: Also kurz und gut unter Kuratel wollt's mich setzen?

Aber bevor der Kanzler noch antworten konnte, hatte sie den jungen Ritter, der erstötend vortrat, erblickt, er war wunderschön und sie war einverstanden.

Sie gefielen einander. Der Herr Vormund, wie sie ihn nannte, war ein guter Kamerad, mit dem sie sich nach Ueberwindung seiner ersten Schüchternheit vortrefflich verstand, vor allem weil er so wunderschön erzählen konnte, die merkwürdigsten Sachen, so spannend und aufregend, natürlich alles erschwindelt, aber gerade das hatte Frau Wahrheit furchtbar gern, vorausgesetzt nämlich, daß man im voraus ankündigte: „Jetzt wird geschwindelt!“, denn dann war's ja kein Schwindel, sondern zum Spaß, und das darf man. Aber auch überhaupt war er sehr nett und es fiel ihm nicht ein, sie mit Warnungen oder Ratsschlägen zu sekkieren, er ließ sie, wie sie war, er störte sie gar nicht, und nur wenn sie wieder was angestellt und wieder alle gegen sich aufgebracht hatte, da ging er zu den Leuten hin und redete mit den Leuten, und gleich war alles wieder gut, und die Leute sagten, es hätte sich aufgeklärt. So konnte sich Frau Wahrheit jetzt alles erlauben, denn er sagte, es kommt nur darauf an, daß man mit den Leuten reden kann! Sie trieb es ärger als je, doch er lachte nur dazu und sagte: Wir werden's schon machen! Und richtig, wenn er dann mit den Leuten geredet hatte, war schon alles wieder in Ordnung. Sie selber freilich lebte noch immer in Unfrieden mit aller Welt. Sobald sie nur erschien, war der Teufel los, und tat sie gar erst den Mund auf, fiel man über sie voll Wut her. Wenn aber dann auch nur von fern der Herr Kurator in Sicht kam, da war sofort aller Horn verbraucht; vom Herrn Kurator ließen sie sich alles sagen. Von ihm ging offenbar ein Zauber aus, den sie sich, so lieb sie den

schönen Ritter hatte, doch eigentlich nicht recht erklären konnte. Sie grübelte vergebens nach, was ihm denn solche Macht über die Leute gab. Ihr ging's doch selber auch so mit ihm: wenn er oft genug noch so dummes Zeug sprach, es gelang ihr nicht, ihm auch nur auf einen Augenblick böse zu werden.

Uebers Jahr wurde Frau Wahrheit mit ihrem Ritter getraut. Das war ein schönes Fest. Und die ganze Stadt freute sich, weil sie jetzt endlich Ruhe hatte von der Frau Wahrheit. Am meisten aber freute sich der Kanzler, denn er hatte sie sehr gern und war jetzt erst die Furcht los, daß sie früher oder später doch einmal von der empörten Bürgerschaft erschlagen werden würde. Er hatte zum Glück noch beizeiten erkannt, daß das Wunder, Frau Wahrheit in ein gesittetes und erträgliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu verwandeln, nur einem Mann gelingen konnte, der unwiderstehlich zu lügen verstand.

Mein Wiener Debüt.

Von Ludwig Fulda.

Wie lange ist man jung? Solange einem das Vorwärtsschauen zur Rückschau keine Zeit läßt. Nicht deutlicher kann man eingestehen, daß man alt geworden ist, als wenn man anfängt, Erinnerungen niederzuschreiben. Ja nun, auch ohne dieses Eingeständnis wäre die Schande nicht mehr zu vertuschen. Also los.

Zu den nachhaltigsten Eindrücken meiner grünen Jugend zählen meine ersten Verührungen mit Wien. Sie erweckten in mir sogleich das Gefühl, das später sich nie gewandelt, nur immerzu verstärkt hat: das Gefühl einer nahen Verwandtschaft des Wienerturns mit meinem innersten Wesen.

Es war im Mai 1886 als ich von München, meiner damaligen Residenz, kommend, zum erstmaligen Wiener Boden trat. Wien im Mai — man braucht nicht ein angehender Poet zu sein, um diesem Zauberbann zu erliegen. Ein Rausch löste den andern ab. Die Tage gehörten den Sehenswürdigkeiten der schönsten aller deutschen Städte und ihrer herrlichen Umgebung, die Abende dem Burgtheater. Wohlverstanden, dem alten Burgtheater am Michaelerplatz, das dem jüngeren Geschlecht nur eine halb verklungene Sage bedeutet, vom älteren aber noch immer betrauert wird und nie genug betrauert werden kann. In allem Drum und Dran eine wurststichige Kumpelkammer, stellte es, was die Hauptsache, Bühne und Zuschauertraum, betrifft, das idealste Schauspielhaus dar, das man sich nur erträumen konnte. In diesem schäblichsterlichen Saal ging nichts Lautes und nichts Leises verloren; diese Bretter schufen dem Wort einen so wunderbaren Resonanzboden, wie eine edle alte Geige dem Ton. Sie gewährten mit ihrem glücklichen Mittelmaß dem hallenden Schritt der großen Tragödie die gleiche Wirkungsmöglichkeit, wie der gedämpften Zurückhaltung moderner Konversation. Von keinem heutigen Amphitheater werden sie nach der einen, von keinem Kammertheater nach der anderen Richtung übertroffen.

Und der Spielplan! Laube hat es als das höchste Ziel seiner Burgtheaterleitung bezeichnet, dem Gaste Wiens innerhalb eines Jahres einen vollständigen Ueberblick über

Literaturblatt.

Frühzeit des Dichters.

Franz Karl Ginzkey: „Die Reise nach Komakuku.“ Geschichten aus seltamer Jugend. Nikola-Verlag, Wien. — Axel Lütke: „Gottes Geheimnis über meiner Hütte.“ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Von Felix Braun.

Der Dichter, dem alles auf Erden Mysterium ist, wie sollte er sich's selbst nicht sein? Wir nennen ihn begnadet, und wahrlich, wenig ist so wunderbar wie die Berufung, die ihn aus einer Vollheit auserwählt. In den Selbstbiographien und Bekanntschaften unserer großen Dichter ist, keuscherweise, fast niemals von dem ersten Augenblick die Rede, da dem Geschehen seine Sendung benutzt wird; doch aber zeigt sich's in einer entscheidenden Aendertheit an, die schon das Kind von den Gespielen absondert, den Heranwachsenden in immer strengere Einsamkeit drängt, mit Entlassungen, mit Leiden den Kämpfenden prüft und selbst dem Geklärten das Ziel vorrückt oder mit neuer Dual ihn heimführt. Was immer war der Dichter der von den Menschen Geschiedene: in Griechenland und im Orient schuf er aus der Fülle des Lebens, nicht wie im christlichen Abendland aus der Sehnsucht seines Herzens. Was der Skalde Jatgeir dem König Skule jagt, daß aus dem Schmerz die Gabe des Gesanges empfangen werde, hätte kein Grieche je begriffen. Eine antike lyrische Anthologie, verglichen mit einer deutschen, stellt den Unterschied voll ins Licht: dort die Lebensfreude, die den Dichter, den Schöpfer, entzündet; hier die Melancholie, die ihn melodisch trübt.

In das große Tor eines alten Hauses ist ein kleines Atrium eingeschnitten. Ein Knabe, der in diesem Haus wohnt, erfindet sich ein Spiel: er setzt sich in den Ausschnitt der kleinen Tür, gibt dann dem ganzen Tor einen Schwung und das Tor wird ein Reittier und trägt ihn dahin. Fünf oder sechs lange herrliche Sekunden trägt es den Knaben. Bis es an die Mauer anschlägt. „Ankunft in Komakuku!“ schreit der Torfahrer. Mochte der Himmel wissen, welche Erinnerung an afrikanische Reiseabenteuer ihm das seltsame Wort über die Bunge gebracht hatte. Aber

ob auch angelangt, keineswegs ist die Fahrt zu Ende, vielmehr der Ausgangsort jetzt das Ziel geworden und aufs neue schwingt sich der Torflügel mit dem Knaben diesmal zurück, fünf oder sechs lange, herrliche Sekunden. Bis er wieder an ein Festes anstößt. Worauf die Reise neuerlich nach Komakuku angetreten werden kann.

Schon dies ist ein rein poetisches Motiv. Nur ein Dichter konnte eine solche Erinnerung bewahren. Freunde Jean Pauls entsinnen sich der schönen Szene, die den Helden mit dem Postwagen in eine fremde Stadt fahren zeigt, in der jedoch bereits auf eben diesem Postwagen ein anderer Jüngling brennend wartet, um in die nämliche Stadt zu reisen, die verlassen zu haben, der erste so glücklich ist. Es ist die Sehnsucht, die hier dichtet; in allen jungen Menschen dichtet sie, aber im Dichter bleibt sie dauernd. „Im weiteren Verlauf des köstlichen Spiels“, fährt der Erzähler der „Reise nach Komakuku“ fort — es ist unser lieber österreichischer Dichter Franz Karl Ginzkey und er hat uns einen ganzen Band solcher „Geschichten aus seltamer Jugend“ beschert, der nach der ersten mit schalkhaftem Flug „Die Reise nach Komakuku“ genannt ist (Nikola-Verlag, Wien) — „im weiteren Verlaufe des köstlichen Spiels“ geschah es aber nun, daß ich mich mit örtlichen Reisen nicht mehr begnügte und daß ich mit den zeitlichen begann. Ich entdeckte nämlich, daß es auch durchaus möglich sei, als Knabe, als Jüngling auszuweichen und binnen wenigen Sekunden als reifer Mann in guter, geachteter Stellung in Komakuku einzutreffen. Oder es konnte geschehen, daß ich sehr trüber Gemüts die Heimat verließ und durchaus vergnügt und seelisch gehoben in Komakuku ankam. . . . Oder ich hatte ein liebes junges Gemahl und reiste mit ihm in die Welt und als wir in Komakuku eintrafen, waren wir leicht ergraut und nannten drei halberblühte Dichter und sieben wachere Söhne unser eigen.“ Oder — was nicht wünschte sich alles ein images Herr! Fünf Sekunden sind reichlich genug für die Wonne der Erwartung, die in Komakuku immer, immer erfüllt wird. Gern glauben wir es dem Dichter, daß ihn zu keiner Zeit nichts so erfreuen konnte wie der Mitt auf dem alten freigeigen Raubertor, der leider nur zu früh sein Ende haben mußte. Aber schließlich kommt eines Tages das Mädchen ja doch, das uns unser Geheimnis schließt und der Welt preisgibt.

Kindheit und Jugend im alten kaiserlichen Desirerich — heute sind sie, weil so nie wieder erlebbar, etwas Romantisches geworden. Kein österreichischer Knabe kann noch hoffen, Seeladelt zu werden; kein österreichischer Offizier wird seine Truppe je wieder durch den Karst, an der blauen Adria hin, führen. In der besinnlich-heiteren Weise, die den Dichter des „Heimlichen Lütens“ und der „Balladen aus dem alten Wien“ kennzeichnet, berichtet er von wehmütigen und von fröhlichen Erlebnissen aus so fern vergangener Zeit. So fern vergangen wie die alte Korvette „Friedrich“, auf der der sechzehnjährige Marineakademiker seine erste Secreife gemacht hat. So fern vergangen wie die Tage des Kadettenschülers, des Leutnants auf Hohenalzburg, des emsigen Zeichners der Landkarten Russisch-Polens lang vor dem Krieg. Jedes der zart und rein gezeichneten Erinnerungsbilder, namentlich die aus der Kindheit, spricht das Gemüt an, bewegt oder erheitert. Ueberraschende Augenblicke von symbolischem Charakter erhöhen die Erzählung zur Kunstform der Novelle. So etwa die plötzliche Erscheinung eines armen geschundenen Fels in der Karst, wie er eine von der letzten Abendsonne beleuchtete Hügelkuppe erklimmt, wo er der sinkenden Sonne nach in dem mächtigen, erschütternden Klagegeschrei ausbricht, wieder und wieder zum Schrei sich reckend unter dem rötlichen Himmel, bis er zusammenbricht; oder die wunderbare Fügung, durch die der junge Offizier bei der Formierung des Trauergeleites für den auf dem Westbahnhof angelangten Sarg der Kaiserin Elisabeth unmittelbar hinter diesem zu marschieren kommt, die lange Mariahilferstraße hindurch, bis endlich der Zug hält und der Dichter zwischen den Leibgarden ins Volk sich retten kann, zu dem er „schließlich gehörte“. An Ferdinand v. Saars und Marie v. Eöner-Eichenbachs vaterländische Novellen schließen diese Geschichten an: Dasselbe menschliche und dichterische Wesen offenbart sich hier, das in der österreichischen Literatur schon in der Zeit des Nimmefanges merkbar ist. Mit Freidank, dem Spruchdichter der „Bescheidenheit“, ist Franz Karl Ginzkey denn auch wohl zu vergleichen. Der didaktische Zug seiner Art, der das Junge, Raubdenkame, Humorhafte seiner Art der Wiedergabe, davon diese Erzählungen ihre feine Bedeutsamkeit empfangen, läßt eine solche Verwandtschaft gern annehmen. Etwas Beglückendes geht von dem anmutigen Reisebuch nach Komakuku aus; ein edler Optimismus, der auf einem